

Bauhaus Dessau

Bauhaus – der Podcast

Folge 6:

Inklusion, Barrierefreiheit und das Bauhaus?

Sprecher: Bauhaus – der Podcast.

Ein lautes, rasselndes Geräusch. Eine Kette aus Eisen zieht ein Rad nach unten. Die Kettenglieder greifen in leicht herausstehende Spitzen zwischen den beiden Radscheiben und reiben sich lärmend aneinander. Eine Welle bewegt sich, das metallische Geräusch hallt in einem großen Raum. So hört es sich an, wenn man im Bauhaus die Fenster öffnet. Genau genommen fünf oder mehr horizontal angeordnete Einzelfenster der berühmten Glasfassade im Werkstattflügel des Bauhausgebäudes. Ein Mechanismus verbindet die nebeneinanderliegenden Fenster und lässt sie über die Bewegung einer Kurbelwelle und eines Schaniers gleichzeitig langsam öffnen und schließen, eher so wie in einer Werkshalle. Wenn man damals in den Zwanzigerjahren im Bauhaus war, gab es ganz viele Eindrücke, die man auf den historischen Fotos nicht findet. Den Sound der Fensteröffnung zum Beispiel konnte man nicht sehen. Über meine Kopfhörer kann ich die Geräusche aber heute genau hören. Im Hintergrund höre ich eine Band spielen, die Bauhauskapelle. Andor Weininger, der umtriebige ungarische Bandleader und Bauhausfestorganisator, ist wieder am Piano und spielt einen Boogie-Woogie. Hervorragend spielen sie nicht, aber mit Energie und künstlerischem Witz. Auf der Bauhausbühne treten manchmal auch Tänzer in außergewöhnlich gestalteten Outfits auf. Die Kostüme des Triadischen Balletts von Oskar Schlemmer sind sicher die berühmtesten. Meine Finger erfassen die Umrisse des maßstäblich verkleinerten Modells der Figur des Tauchers schnell. Der Kopf, ein kugelförmiger Taucherhelm, geht über in etwas, das wie ein alter Lampenschirm aussieht. Mit orangefarbenen langen Zotteln, darunter ragen zwei Beine heraus. Meine Hand streicht über die wattierte weiße Hose, die quer mit dicken schwarzen Schnüren gestreift ist. Ich spüre, wie

leicht die orangefarbenen Würste sind, die sich hin und her bewegen, und kann mir gut vorstellen, wie sie in der Bewegung herum baumeln oder sich bei der Körperdrehung durch die Fliehkraft alle gleichzeitig nach außen schieben. Heute, im Jahr 2030, kann ich viele von diesen Eindrücken vergegenwärtigen und ein Gefühl für das Leben im Bauhaus bekommen. Auch, wenn ich selber nicht sehen oder hören oder tasten kann oder die Räume fußläufig erreichen. Solche Spuren waren nicht nur lang verwischt, sondern auch der Zugang zu dem, was Bauhaus war, war nur wenigen zugänglich. Zu viel verstellt und versperrt. Heute aber, wenn nicht ein Bauhaus für alle, dann doch zumindest ein Bauhaus für viele. Hindernisse können viele Hintergründe haben: Vertreibung, soziale Klasse, sprachliche, körperliche oder psychologische Einschränkungen. Heute können viele, denen der Zugang zu den Räumen und den Geschichten verwehrt war, sich inspirieren lassen. Von den Entwürfen des Bauhauses und den Experimenten der Studierenden, Meister und Meisterinnen. Inklusion meint nicht nur die Integration von benachteiligten Einzelgruppen, sondern die ganze Gesellschaft.

Pauline Braune: Nicht für alle Menschen ist ein Besuch in Kultureinrichtungen wie dem Bauhaus in Dessau einfach möglich. Sei es zum Beispiel dadurch, dass sie kaum oder gar nicht sehen können. Oder sie sind in der körperlichen Bewegung eingeschränkt. Wie man diesen Menschen trotzdem einen Zugang zum Bauhaus bieten kann, darum soll es in dieser Folge gehen. Und damit hallo und herzlich willkommen zu: Bauhaus, der Podcast. Mein Name ist Pauline Braune, und ich freue mich, dass ihr bei dieser Folge mit dabei seid. Für das Thema Inklusion und Barrierefreiheit habe ich mir zwei Gäste ins Studio eingeladen. Zum einen Anne Schneider, wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung der kuratorischen Werkstatt im Bereich Vermittlung Stiftung Bauhaus Dessau. Und ebenfalls bei mir im Studio ist Kilian Gärtner, Mitarbeiter in der Abteilung der kuratorischen Werkstatt im Bereich Vermittlung der Stiftung Bauhaus Dessau. Herzlich willkommen hier im Podcast!

Anne Schneider: Hallo.

Kilian Gärtner: Hallo.

Pauline Braune: Zum Einstieg erst mal eine Verständnisfrage. Wenn über den Zugang zu Museen gesprochen wird, fallen oft die Begriffe Inklusion und Barrierefreiheit. Wie unterscheiden die beiden sich? Ist es das gleiche?

Anne Schneider: Es ist tatsächlich absolut nicht das gleiche. Wir sind natürlich auch schon längere Zeit, wie vielleicht auch die Allgemeinheit, auf diese Begriffe gestoßen. Und haben im aktuellen Prozess gelernt, dass es oft missverstanden wird, dass man zum Beispiel bei Barrierefreiheit und Inklusion an eine Sache denkt, die feststeht oder die man zielgerecht erreichen kann. Um das vielleicht so ein bisschen verständlicher zu erklären: im Allgemeinen ist Barrierefreiheit eigentlich etwas, was durch Maßnahmen erreicht werden kann. Also, man kann sich Ziele setzen, um zum Beispiel verschiedenen Menschen, die unterschiedliche Beeinträchtigungen haben, Möglichkeiten zu geben, an etwas teilzunehmen.

Pauline Braune: Sag bitte mal ein ganz konkretes Beispiel für so eine Maßnahme für Barrierefreiheit.

Anne Schneider: Ganz konkrete Beispiele, die die meisten auch kennen und sofort immer einfallen, sind die klassischen Rampen für Rollstuhlfahrer. Oder Dolmetscher*innen für gehörlose oder taube Menschen, wie man das auch manchmal bei der Tagesschau kennt, mit einem kleinen Video in der Ecke. Oder alleine, dass es Möglichkeiten bei Webseiten gibt, dass sie vorgelesen werden können für Menschen, die nicht sehen können. Das sind ganz klare Maßnahmen, die eigentlich alle machen können. Vom Supermarkt bis zum Museum, um die Teilhabe anzustoßen, dass man überhaupt kommen kann, ins Gebäude reinkommen kann, sich eine Ausstellung angucken kann, verstehen kann. Und Inklusion ist ein viel größerer und umfänglicherer Begriff, der eigentlich bedeutet, dass man sich bewusst wird, dass möglichst alle beziehungsweise viele Menschen an zum Beispiel kulturellen Angeboten teilhaben können. Das wird gerne gleichgesetzt mit Menschen, die verschiedene Beeinträchtigungen haben oder besondere Bedürfnisse. Aber eigentlich betrifft Inklusion uns alle.

Kilian Gärtner: Vielleicht noch so ergänzt, dass dann Inklusion dieser Prozess wäre. Die Idee ist, dass alle teilhaben können und das geht nicht ohne Barrierefreiheit. Aber wie Anne richtig erklärt

hat, ist das weder das gleiche noch ist das eigentlich der selbe Outcome. Sondern das Ziel und der Prozess ist die Inklusion, eine Teilhabe für alle, und natürlich geht das nur über Maßnahmen der Barrierefreiheit. Indem ich über eine Rampe auch in ein Museum komme, wenn ich im Rollstuhl sitze. Oder eine Gebärdensprachedolmetscherin habe, um an einer Veranstaltung teilnehmen zu können.

Anne Schneider: Genau. Um ein bisschen verständlicher zu werden: Es gibt nicht das Ziel, absolut total inklusiv zu werden, sondern eigentlich ist es immer Schritt für Schritt. Man überlegt sich Möglichkeiten, wie man einfach verschiedene Publika einbinden kann. Wir sprechen explizit aus unserer Warte der kulturellen Bildung heraus. Das heißt, wenn wir jetzt von der ganzen Stiftung Bauhaus Dessau reden würden, würde es in jeder Abteilung verschiedene Ziele geben, um Inklusivität zu erweitern. Bei uns sprechen wir gerne über Publikumsarbeit. Das macht es vielleicht auch verständlicher, weil wir mehr Publikum erreichen wollen. Wir stellen uns die Frage, welches Publikum erreichen wir noch nicht oder nur marginal, und welches wollen wir erreichen? Und da ist dann auch die Prämisse, wirklich langfristig und nachhaltig zu denken und eben auch auf Qualität und nicht auf mehr ist mehr zu setzen. Sondern was braucht die spezielle Gruppe? Welche Themen spricht die Gruppe an, was hat mit deren Lebenswirklichkeit zu tun? Wenn es dann eventuell auch noch eine Gruppe ist mit Menschen mit bestimmten Beeinträchtigungen, dann müssen wir uns natürlich auch Maßnahmen überlegen, die Formate zum Beispiel barrierefrei annehmen lassen.

Pauline Braune: Ihr arbeitet ja in der kuratorischen Vermittlung. Und, um das ganz einfach zu beschreiben, macht ihr Publikumsarbeit. Das heißt, ihr versucht, verschiedene Publika anzusprechen. Was sind denn solche Publika?

Kilian Gärtner: Ich glaube schon, dass wir uns auch viel mit Nicht-Besucher*innen beschäftigen. Leute, die noch nicht kommen, und das sind auch gar nicht so wenige. Anne hat es ja schon angeteasert. Da geht es manchmal auch um psychosoziale Barrieren, also andere Herkünfte, wie viel Bildungskapital bringt man mit? Das geht bis in die klassisch inklusiven Formate von Leuten, die vielleicht mit Beeinträchtigung gerade noch ganz

andere Barrieren vorfinden. Eigentlich ist das schon eine ganzheitliche Idee, dass wir uns mit allen beschäftigen, die gerade aus verschiedenen Gründen es schwierig finden, uns besuchen zu können in Dessau und an den Angeboten, Veranstaltungen, Ausstellungen teilnehmen zu können.

Anne Schneider: Ja, würde ich auch sagen. Also da kann man natürlich auch so klassische Kategorien betrachten: Wir haben natürlich die Gruppe der Schulen mit allen Akteur*innen, es gibt die Gruppe der Senior*innen, es gibt das Expertenpublikum, es gibt das Laufpublikum. Dann die lokalen Dessauer*innen, die auch nicht alle über unsere Angebote Bescheid wissen. Es kann dann ganz kleinteilig werden. Das heißt absolut auch nicht, dass wir bereits alle Publika ansprechen. Da sind wir leider noch lange nicht. Aber wir sind bewusst auf dem Weg, auch zu entscheiden, welche Publika können wir erreichen und wollen wir erreichen.

Pauline Braune: Warum sind denn Inklusion und Barrierefreiheit so ein wichtiges Thema für die Stiftung Bauhaus Dessau?

Anne Schneider: Ein wichtiges Thema ist es per se schon, weil wir natürlich eine Stiftung des öffentlichen Rechts sind. Wir haben natürlich auch den politischen Druck von außen. Also es gibt das Gleichstellungsgesetz für Menschen mit Behinderungen und Beeinträchtigungen. Da gibt es Prämissen, wie, dass öffentliche Stiftungen einen gewissen Prozentsatz an Leichter Sprache bereitzustellen haben auf Webseiten et cetera. Es gibt einfach die Fakten, die wir erledigen müssen, die auch jetzt nicht nur bei uns in der Abteilung liegen. Und dann gibt es natürlich auch weltweit das International Council of Museums, die tatsächlich 2022 eine neue Mission rausgebracht haben, wo Begriffe wie Inklusion, Vielfalt, Publikum gefallen sind. Museen haben den Auftrag per se, für die Menschen da zu sein und viele Menschen zu erreichen, und am Ende natürlich bestmöglichst alle. Das heißt, es gibt einfach die Aufgabe, die wir zu erledigen haben, und wir nehmen diese Aufgabe aber auch sehr gerne an.

Kilian Gärtner: Durch diese neue Definition, was Museen sein müssen und dass sie inklusiv sein müssen, ist das gar nicht mal so, dass diese Arbeit jetzt nur ansteht, weil wir uns vorbildlich verhalten wollen. Sondern das ist wirklich eine Verpflichtung und auch ein Recht. Da haben auch viele Museen, glaube ich, zu lange

geschlafen in Deutschland wie an vielen anderen Stellen bestimmt auch. Jetzt geht es eben darum, dass man auf Stand kommt und mehr Zugänge ermöglicht. Dass wir da vorangehen.

Anne Schneider: Vielleicht zielt deine Frage auch nochmal ein bisschen darauf ab, zu erklären, was ist spezifisch für uns, für die Stiftung? Ich habe ja erwähnt, wir sind eine Stiftung öffentlichen Rechts. Wir bestehen aus den verschiedenen historischen Bauhausgebäuden, die über die komplette Stadt Dessau-Roßlau, verteilt sind. Mit dem historischen Schulgebäude, mit den Meisterhäusern, der Siedlung Törten, dem historischen Arbeitsamt, da kann man immer tiefer gehen. Und eben auch seit 2019 mit dem neuen Museum, was nochmal neue Aufgaben mit sich gebracht hat. Da gibt es auch den großen Spagat: ein neues Gebäude, ein zeitgenössisches Gebäude mit einer Sammlungspräsentation. Man hat erstmalig richtig Platz, die Schätze unserer sehr großen Sammlung aufzuzeigen. Und dann aber auch denkmalgeschützte UNESCO-Welterbegebäude, bei denen, wenn wir wieder an Barrierefreiheit denken, gewisse Dinge ganz klar aufzeigen, dass wir da eigentlich nie komplett barrierefrei werden können.

Pauline Braune: Das sind jetzt ganz viele Gründe aus der heutigen Zeit, aber das Bauhaus ist nie im luftleeren Raum, das haben wir in den letzten fünf Folgen schon festgestellt. Es gibt ja auch bestimmt historische Bezüge zum Bauhaus, oder?

Kilian Gärtner: Ja, wir haben uns schon angeguckt, ob wir vielleicht Bauhüsler*innen finden in der Geschichte, die selber eine Beeinträchtigung hatten. Ob das jetzt eine körperliche war oder andere Dinge. Wir haben dann auch verschiedene Bauhüsler gefunden wie Otti Berger, die eine Krankheit hatte, die zu einer Gehörlosigkeit geführt hat. Oder Walter Tralau, der auf einem Auge erblindet war. Die praktisch schon Schwierigkeiten, aber auch Möglichkeiten hatten, am Bauhaus damit umzugehen. Generell fanden wir es erst mal kurios, dass am historischen Bauhaus nach unserer Recherche in den Werkstätten, was die Produkte angeht, relativ wenig Sachen gestaltet wurden, die vielleicht ein Leben erleichtern können oder Barrieren abbauen. Wir haben keine Rollstühle in den Collections gefunden, keine Hörhilfen, keine Sehhilfen.

Anne Schneider: Genau. Auch, wenn man gerade daran denkt, dass das Bauhaus das Kind seiner Zeit war. Also einem sind nach dem ersten Weltkrieg, wenn man sich das vorstellt, Menschen auf der Straße begegnet, die kriegsgeschädigt waren. Was uns aber die Arbeit trotzdem teilweise erleichtert, einen Aufschwung oder eine Motivation gibt, ist, dass man den Begriff Inklusion nicht auf das historische Bauhaus übertragen kann. Logischerweise, weil Kind seiner Zeit und damals das Bewusstsein auch anders dafür war. Aber man kann viele Bezüge herstellen oder Methodiken auch in den Themen aufgreifen. Weil das, was Walter Gropius und das Bauhaus vorangebracht hat, viele Ideen und viele Methoden beinhaltet, die uns heute immer noch wichtig sind, wenn wir ans Thema Inklusion rangehen. Zum Beispiel die Offenheit im ganz pädagogischen Sinne. Im Unterricht war es damals so, dass im Vorkurs verschiedene Lehrende gesagt haben: "Bitte vergesst alles von dem Wissen, mit dem ihr hergekommen seid. Ich lege euch jetzt ein Blatt Papier vor den Tisch, lasse euch damit zwei Stunden in Ruhe, und ihr erforscht das von hinten bis vorne, mit allen Sinnen, mit allen Möglichkeiten, die ihr habt, aber ohne Werkzeug." Also dieses ganz Frische: Guck doch mal über den Tellerrand. Lass doch mal auch andere zu Wort kommen. Vergiss erst mal, was dir bisher erzählt wurde, öffne dich. Generell dieses Offene. Worauf wir auch öfter gestoßen sind, was auch historisch verankert ist, ist, dass das historische Bauhaus natürlich für den Menschen gedacht, entwickelt, entworfen hat. Für das Leben des Menschen und für den Menschen die Dinge auch leichter zu machen. Das sind dann explizit nicht die Rollstühle und Krücken. Aber in der damaligen Zeit zu sagen, wenn ich neuen Wohnraum schaffe oder eine Schule erbaue wie das historische Bauhaus, was ist denn mir wichtig, wie darin gelehrt wird? Also Licht, Luft, Sonne, Bewegung, wie werde ich sitzen? Wann ist eine Pause? Sport ist wichtig. Diese ganzen allumfassenden Dinge, die für uns so selbstverständlich sind und dazugehören, wurden ja damals in der Zeit programmatisch auch erst entwickelt durch zum Beispiel eine Architektur.

Kilian Gärtner: Ich glaube, da wäre nur spannend, gerade bei der Architektur, dass natürlich alle Maße, also auch Entwürfe für Küchen, auf einem bestimmten Körperbild beruhen. Wahrscheinlich häufig ein gehendes, sehendes Körperbild, was dann auch eine

bestimmte Höhe der Einrichtung bedingt. Bei der Frage, für wen wird gestaltet, war es mit Sicherheit keine inklusive Gestaltung. Aber wie Anne schon richtig gesagt hat, ist das natürlich immer schwer. 2023 hat eine gewissen Linse. Wie guckt man jetzt auf die 20er? Wir merken das auch bei der Verschlagwortung. Wie sind Beeinträchtigungen genannt? Das sind ganz andere Wörter als heute. Und auch auf die Gestaltung zu gucken, das kann man ja nicht eins zu eins. Wir konnten praktisch nur versuchen, mit diesem Blick von heute mal in das historische Bauhaus zu gucken, und man findet ganz wenig mal etwas.

Anne Schneider: Ja, und trotzdem ist der Spirit eigentlich inspirierend. Zu sagen, da wurde sich was getraut, da wurden Neuerungen angegangen, Offenheit generiert. Das können wir uns natürlich nur zum Vorbild nehmen.

Pauline Braune: Ihr habt jetzt schon gesagt, in den Konstruktionen gab es vielleicht nicht direkt den Rollstuhl, aber gab es denn vielleicht Ansätze in der bildenden Kunst, sich mit Behinderungen auseinanderzusetzen?

Anne Schneider: Wir haben tatsächlich wenig gefunden bis zu gar nichts. Man muss natürlich dazu auch sagen, da müssen wir die Karten auf den Tisch legen, dass jetzt keiner von uns bisher einen Forschungsauftrag hatte und explizit dazu geforscht hat. Das ist das, was wir so ermöglicht haben. Wir haben auf jeden Fall herausgefunden, dass es eigentlich ein super schönes Forschungsthema wäre. Vielleicht gibt's da draußen auch jemanden, der zuhört.

Kilian Gärtner: Es gibt ja auch tolle Forschungsarbeit mittlerweile, die zum Beispiel mit dem Thema Gender oder mit feministischen Perspektiven auf die Zeit gucken. So etwas wäre sicherlich auch mal richtig gut, wenn das mal mit einer Inklusionslinse passiert, denke ich.

Anne Schneider: Genau. Beeinträchtigung ist ja das eine, und dann kommt der Aspekt dieser sozialen Inklusion. Also, man kann natürlich tiefer gehen und sagen, am Bauhaus gab es damals die Möglichkeit, aus der ganzen Welt als Studierende dorthin zu kommen. Frauen und Männer mit Vorkenntnissen, ohne Vorkenntnisse. Ob arm, ob reich, alle waren willkommen. Walter

Gropius hat sich sogar darum gekümmert, dass auch die, die nicht das Geld hatten, in der Mensa wenigstens eine warme Mahlzeit am Tag bekommen. Die Mensa war übrigens vorher auch nicht selbstverständlich in solchen Schulkontexten.

Kilian Gärtner: Ich glaube, interessant ist nur, man durfte nicht vorbestraft sein. Das habe ich letztens gelesen.

Pauline Braune: Also zumindest die Kriminellen waren nicht inkludiert.

Kilian Gärtner: So scheint es zumindest.

Pauline Braune: Wenn wir jetzt wieder zurück ins Hier und Jetzt gucken, welche konkreten Ideen gibt es denn, um die Stiftung und das Bauhaus in Dessau weiter zu öffnen?

Kilian Gärtner: Wir – und wir sind natürlich nicht nur Anne und ich, sondern die ganze Stiftung mit all unseren Kollegen, auch vornehmlich Jutta Stein und Oliver Klimpel aus unserer Abteilung – arbeiten eigentlich schon länger daran verschiedene analoge und digitale Formate zu entwickeln. Zusammen mit externen Expert*innen, natürlich auch Betroffenen in einer Art von Tandem-Arbeit. Wir versuchen an verschiedenen Stellen die Inhalte zugänglich zu machen, auch die Gebäude. Anne hat ja schon gut erklärt, dass das schwierig ist mit den historischen, denkmalgeschützten Gebäuden und diesen Ansprüchen, die natürlich an ein 2019 eröffnetes Museum gestellt werden, die ja viel größer sind. Da versuchen wir eben, Wege zu schaffen, damit das niedrigschwelliger wird.

Anne Schneider: Auch da fürs Verständnis: Wir sind schon sehr weit in unserem Denken und in unserer Theorie und unseren Vorhaben und Zielen. Aber tatsächlich sind wir in der Praxis gerade mitten an der Basisarbeit. Basisarbeit bedeutet, dass wir jetzt im Moment ganz frisch in unserer App zum Beispiel einen Audioguide haben, der auch als Audiodeskription gehört werden kann. Das ist für Menschen, die nicht hören und in Begleitung in der Ausstellung unterwegs sind. Oder, dass es den Audioguide auch in Einfacher Sprache gibt und jetzt ganz neu auch mit Gebärdensprachenvideos. Das sind wirklich diese Basics, wo wir ganz genau wissen, dass es auch andere Institutionen in

Deutschland gibt, von anderen Ländern mal ganz abgesehen, die da schon viel weiter sind. Aber das sind für uns tatsächlich große Schritte, um diesen Publikas sagen zu können: "Wir haben auch für eure Bedürfnisse Maßnahmen geschaffen, dass ihr teilhaben könnt an unseren Ausstellungen."

Pauline Braune: Und wie gut werden solche Maßnahmen angenommen bei euch?

Anne Schneider: Es ist tatsächlich noch schwierig zu sagen, wir sind noch gar nicht im Evaluationsbegriff. Das ist jetzt wirklich ein Sneak Peak, ganz frisch! Wir launchen gerade peu à peu diesen Sommer und haben bisher mit Betroffenen, wie Kilian schon erzählt hat, gearbeitet. Das ist nicht nur uns wichtig, das ist eigentlich generell wichtig. Dinge, Maßnahmen zu schaffen, neue Ideen zu generieren, ohne die Zielgruppen oder die Publikas einzubinden, sollte eigentlich auch nie geschehen. Und das braucht natürlich auch seine Zeit. Vor Ort lokale, verschiedene Verbände anzusprechen, Menschen zu finden, die Lust haben. Weil natürlich auch oft die, die Lust haben, sowieso schon von zehn anderen gefragt werden. Aber wir haben da mittlerweile - gerade vom Sehbehinderten Verband – zwei tolle Menschen, Herrn Leutloff und Herrn Brehmer, mit denen wir auch im Vorherein gesprochen haben, mit denen wir arbeiten. Ebenfalls sind wir gerade auf dem Weg mit einem gehörlosen Mann aus der Region, der wahrscheinlich zukünftig auch Führungen bei uns geben wird für taube Menschen.

Kilian Gärtner: An den Antworten merkt man ja schon, dass wir auch mit sehr viel externer Expertise arbeiten müssen, weil eben innerhalb der Institutionen auch immer noch zu wenig Leute sind, die das Thema in Reach auch arbeiten können. Das heißt, wir sind auch immer auf externes Wissen angewiesen, weil das in den Institutionen auch noch nicht so richtig repräsentiert ist. Wie vielleicht bei ganz vielen anderen Exklusionsfaktoren auch in der Gesellschaft.

Pauline Braune: Ihr meintet ja schon, ihr redet unter anderem mit Frank Brehmer und Andreas Leutloff. Wie geht ihr denn dabei vor, Betroffene in solche Prozesse miteinzubeziehen? Also stellt ihr ihnen was vor und sie geben Feedback, oder lasst ihr euch gleich erzählen, was sie vielleicht vermissen?

Anne Schneider: Es ist tatsächlich unterschiedlich, vielleicht auch teilweise am Anfang ein bisschen unbeholfen. Es startet meistens ganz klassisch mit einer E-Mail oder einem Telefonat, je nachdem, welches Format sinnhaft ist. Es ist eine Anfrage, dann stellen wir uns und woran wir gerade arbeiten vor. Wir fragen, ob Interesse besteht oder sie jemanden kennen, zu dem sie uns weiterleiten können. Dann gibt es das klassische erste Treffen. Wenn wir was haben, dann zaubern wir das natürlich gerne aus dem Hut, um gleich mal zu fragen: "Hier können Sie mal schauen, was halten Sie davon?". Dann eben natürlich auch: "Wie geht es Ihnen denn damit? Wie nehmen Sie denn die Kulturlandschaft 2023 wahr?". Explizit natürlich auch in Sachsen-Anhalt, das ist uns natürlich auch lokal noch mal wichtig. Denn man kann Dessau nicht mit Berlin vergleichen und den Museen in Berlin. Und auch die Verbandsstrukturen und was bisher passiert, das Interesse, die Gelder, die politisch da sind, das fließt natürlich alles ein, und da generieren wir mit jedem Gespräch mehr Wissen. Das ist total wertvoll, weil das natürlich auch eine ehrenamtliche Arbeit ist, die da geleistet wird meistens.

Pauline Braune: Wie man sich beim Besuch einer Kultureinrichtung fühlt, das haben wir gleich von zwei Betroffenen uns einmal erzählen lassen: Frank Brehmer ist blind, und Andreas Leutloff ist stark sehbehindert. Und die beiden haben uns einmal erzählt, wie sich ihre Blindheit oder Sehbehinderung auf den Besuch in Kultureinrichtungen auswirkt. Um auch alle Hörer*innen da einmal mitzunehmen, hören wir in das Interview mal kurz rein.

Frank Brehmer: Aufgrund meiner Blindheit ist es für mich natürlich sehr wichtig, wenn ich kulturelle Einrichtungen besuche, dass ich dort viel anfassen darf. Dass ich über akustische Einrichtungen, seien es Hörstationen oder Audioguides, viele Informationen bekomme. Daher bedeutet es für mich natürlich auch, wenn ich eine Einrichtung besuche, dass ich immer sehr viel Zeit brauche, um diesen Besuch auch gut hinzukriegen. Ich muss immer schon ein bisschen mehr Zeit einplanen, dadurch, dass ich mir die Audiobeiträge et cetera dann schon in Ruhe anhören möchte. Von daher dauert bei mir der Besuch immer ein bisschen länger.

Andreas Leutloff: Der hochgradig Sehbehinderte könnte gewisse Schriften in größerer Form noch wahrnehmen, aber einfacher ist es

auch für ihn, dass er die akustischen Dinge nutzt, sprich Guides, die man dann bekommt. Ganz wichtig ist: Es gibt ja manchmal Stellen, wo man sich hinstellen muss in einem Raum, damit der Guide dann anfängt zu reden. Diese Stellen müssen gut gekennzeichnet sein, also kontrastreich gekennzeichnet sein. Es gibt auch für die Tastatur organisierte Schriften. Wo geschrieben ist, darunter ist eine Taste, wo man das sich auch vorlesen lassen kann. Solche Dinge müssten wirklich gut sichtbar dargestellt sein. Dann kann sie der hochgradig Behinderte noch wahrnehmen. Aber günstiger ist für ihn, dass er sich einen Guide mitnimmt und dass der, wenn man sich dann vor das Objekt stellt, automatisch losgeht. Das wäre natürlich die perfekte Lösung, dass man das im Raum so einrichtet.

Anne Schneider: Das Interview haben wir im Vornherein, wie du gesagt hast, bei uns im Museum aufgenommen und es ist ganz schön, jetzt noch mal so einen Ausschnitt zu hören. Da werden einem auch noch mal Dinge bewusst. Gerade Herr Leutloff, der jetzt am Ende sagt: „perfekt wäre natürlich...“. Gleichzeitig sagen sie uns aber auch, dass es ihnen nicht per se darum geht, alle Institutionen zu zwingen, Dinge perfekt zu machen. Für Menschen mit verschiedenen Beeinträchtigungen sind einfach auch die ersten Schritte wichtig. Eine Sichtbarkeit für sie zu generieren, um überhaupt Möglichkeiten zu schaffen. Weil wir natürlich aus unserer Abteilung im Kontext der Stiftung liegen und auch nicht alles selber entscheiden können und auch verschiedene Abteilungen in unserer Stiftung zum Beispiel Ausstellungen machen. Mir ist gerade eben beim Hören noch ein Aspekt eingefallen, auf den wir noch nicht eingegangen sind, um das vielleicht auch noch mal den Hörer*innen zu beschreiben. Was auch in unserer Aufgabe liegt, ist auch das sogenannte Service-Design. Also wenn man versucht, als Institution inklusiv zu werden, dann ist es wichtig, wenn man Maßnahmen oder Formate neu macht, an so ein Service-Design zu denken. Das heißt explizit: Was genau braucht dieses Publikum, dieser Mensch, um das in seiner Vollkommenheit nutzen zu können? Das ist natürlich ein großes Ziel, das für Ausstellungen zu generieren, weil es da natürlich auch Vorbehalte gibt. Das ist auf jeden Fall eine große Aufgabe, die wir uns immer wieder stellen und wo wir auch In House noch total viel zu leisten haben. Jetzt ist mir mein zweiter Aspekt entfallen. Kilian, weißt du noch was?

Kilian Gärtner: Ich weiß den natürlich nicht, deinen zweiten Aspekt. Aber ich denke, interessant war in dem Beispiel, dass das ja vor allen Dingen aus einem großen Projekt von Anne herausgeht, wo Museumsobjekte, die wir in einer Dauerausstellung haben, nochmal 3D nachgedruckt werden als Hands-On Objekte. Die wurden natürlich getestet mit sehbeeinträchtigten oder blinden Personen. Du kannst das gleich noch mal wahrscheinlich besser beschreiben. Aber es ging darum, wie sich vielleicht die Form oder das Gewicht oder auch die ganze Haptik nachvollziehen lässt, um so eben auch einen Zugang wieder zu bekommen.

Pauline Braune: Habt ihr da ein Beispiel für ein ganz konkretes Objekt, was nachgebaut wurde?

Anne Schneider: Ja, vielleicht kurz ausschweifend. Wie kurz vorhin schon erwähnt, haben wir eine Audio-Highlight-Tour in unserer App. Und wir haben die jetzt auch in Audiodeskription vorliegen, also für Menschen, die nicht sehen können. Da andockend, um den ganzheitlichen Museumsbesuch zu erfahren, haben wir Objekte ausgewählt, die auch in dem Audioguide besprochen werden. Also Schlüsselobjekte, die die Ausstellung vermitteln. Es geht circa 30 Minuten lang diese Audiofile, weil wir über 1000 Objekte in der Ausstellung haben. Also alles ist einfach definitiv zu viel. Ich glaube, am aufschlussreichsten für mich in der Testung war: Wir haben die Figurinen aus dem Triadischen Ballett von Oskar Schlemmer 3D scannen lassen und digitalisieren lassen mit externen Gestalter*innen und die in 3D ungefähr auf 40 Zentimeter ausdrucken lassen. Da ist nochmal ganz klar geworden, dass es auch nicht immer reicht, ein Tastobjekt zur Verfügung zu stellen, wenn man das nicht kontextualisiert. Man sagt dann, vor Ihnen steht jetzt eine der drei gezeigten Figurinen aus dem Triadischen Ballett, welches noch viel mehr Figuren in unserer Sammlung enthält. Tasten Sie mal drauf los. Dann gab es eine ziemlich große Verwirrung. Das sollen jetzt Füße sein und das ist jetzt der Kopf? Weil es natürlich keine klassische Figur ist. Ein sehender Mensch schaut sich die Kostüme an und ist auch erstmal oft verwundert. Es gibt ja dann auch die schönen Namen wie der Taucher und die Goldkugel. Und wenn man das sieht, dann sieht man natürlich die große Goldkugel, die den ganzen Körper einnimmt. Dann sieht man bei dem Taucher den Helm, dann kriege ich Assoziationen. Aber der nicht sehende Mensch kann ja mit den

Begrifflichkeiten nichts anfangen und ertastet dann eine Figur, die so gar nichts mit einer menschlichen Figur zu tun hat. Und wenn man dann noch irgendwie erklärt, die waren in Bewegung tanzend auf einer Bühne unterwegs, dann gibt es eigentlich erst mal maximale Verwirrung. Das ist eigentlich das Wichtige an diesen Tests. Nicht nur ist das explizit genug, das Modell, also feingliedrig genug oder allgemein genug, um das zu erfahren, Informationen zu bekommen? Sondern auch den ganzen Prozess dahinter zu erklären. Warum welche Form, warum der Kopf so ist, warum die Füße so zueinanderstehen.

Pauline Braune: Also immer Kontext mitliefern.

Anne Schneider: Absolut!

Pauline Braune: Euer Ziel ist es jetzt, die verschiedenen Publika anzusprechen, ihr bezieht sie mit ein. Ihre Erfahrungswelt ein bisschen mitaufzunehmen und in eure Arbeit einfließen zu lassen. Aber damit die Angebote am Ende auch gut angenommen werden, müssen sie die Menschen ja erst einmal ansprechen. Sprache, würde ich sagen, ist generell ein großes Thema in der Inklusion. Das haben wir ja schon allein daran gemerkt, dass wir zehn Minuten lang erst mal geklärt haben, was ist Inklusion, was ist Barrierefreiheit? In welcher Form werden denn die ganzen Gruppen angesprochen?

Anne Schneider: Also das Klassische, wie du eben schon gesagt hast, ist Sprache. Sprache ist immer noch das Medium, was auch im zeitgenössischen Kontext von Museen, Ausstellungen natürlich vielseitig genutzt wird. Sprache auch auditiv, wie wir das eben auch vorhin im Einspieler gehört haben. Da auch der Aspekt von Leichter und Einfacher Sprache. Also wir hatten das ja eben schon erwähnt, dass wir auch in den Audioguides immer mehr Files haben in deutscher und in englischer Einfacher Sprache. Da nochmal kurz zum Erklären: Im Prozess haben wir das auch gelernt, man verwechselt das auch gerne. Ich hatte am Anfang auch erwähnt, dass es mittlerweile natürlich Gesetzmäßigkeiten gibt, die Institutionen wie uns dazu verpflichten, einen gewissen prozentualen Ansatz an Leichter Sprache zu bieten. Und Leichte Sprache ist eine Sprachform, die es von den beiden am längsten gibt, seit Anfang der 2000er. Das ist eine Sprache, die explizit für Menschen mit zum Beispiel Lernbeeinträchtigungen geschaffen

wurde oder mit kognitiven Einschränkungen, die eine relativ kleine prozentuale Anzahl von Menschen abbildet, aber natürlich total wichtig ist, um eine Teilhabe zu generieren. Und die Einfache Sprache, die hat sich so über die letzten zehn bis fünfzehn Jahre entwickelt, haben wir von externen Partner*innen gelernt. Und das ist auch eine Sprache, die gar nicht so explizit mit einem Regelwerk auferlegt ist wie die Leichte Sprache, die wirklich Prämissen mit sich bringt wie eine Schriftgröße, eine bestimmte Schriftart, nur einen Satz pro Zeile, am besten bebildert et cetera. Eine Einfache Sprache ist etwas, das kann jede Institution für sich auch Stück für Stück herausbilden. Weil es da zum einen wichtig ist, sich erst mal klar zu werden, welches Publikum möchte ich denn jetzt mit diesem Text ansprechen? So kann Einfache Sprache auch variieren. Einfache Sprache professionalisiert sich gerade immer mehr, also es gibt mittlerweile auch immer mehr Übersetzer*innen, die man da miteinbeziehen kann. Und man kann sich in der Institution selbst professionalisieren. Um es nochmal abschließend begreifbarer zu machen: Einfache Sprache ist eigentlich für fast alle Menschen da. Das bedeutet, für Nicht-Muttersprachler der deutschen Sprache wäre Einfache Sprache sehr gut, um Informationen zu verstehen. Aber eben auch für Menschen, die nicht mit dem Experten hintergrund an das Bauhaus kommen, die tatsächlich vielleicht das erste Mal da sind und vom historischen Bauhaus noch nie was gehört haben, sondern vielleicht eher von dem Baumarkt. Die vielleicht zurückgewiesen sind von Texten, die zu viele Fremdwörter beinhalten, zu viel Expertenwissen voraussetzen. Die vielleicht dann auch frustriert oder abgeschreckt sind, vielleicht auch nicht ein zweites Mal wiederkommen oder uns vielleicht auch nicht weiter empfehlen. Es hat so ganz viele kleine Zwischentöne. Und Oliver Klimpel, unser Kollege und Leiter der kuratorischen Werkstatt, hat begonnen, dieses Jahr in ersten Ausstellungen die Einfache Sprache wirklich in Ausstellungstexten zu integrieren. Wir in der kuratorischen Werkstatt haben das jetzt als eine der Maßnahmen zusätzlich gesetzt, dass in unseren zukünftigen Ausstellungen immer Teiltex te in Einfacher Sprache zur Verfügung stehen. Plus diese Audiofiles, die sich jetzt über das Museum auch zukünftig zum historischen Bauhausgebäude zum Beispiel erstrecken sollen.

Pauline Braune: Ich glaube, die Einfache Sprache muss man wahrscheinlich immer im Kontext des Themas sehen. Also bei euch in der Ausstellung wird dann wahrscheinlich nicht jedes Mal, wenn das Wort Bauhaus auftaucht, nochmal eine Definition dazu geliefert. In einem ganz anderen Museum, wo dann das Bauhaus vielleicht einmal als Begriff auftaucht, müsste das natürlich geschehen. Ihr geht wahrscheinlich von einer Art Vorwissen auch aus, oder?

Anne Schneider: Genau, es ist so ein bisschen dieses kollektive Wissen, Allgemeinwissen. Und da muss man sich natürlich sehr bewusstwerden und darf da auch nicht darin verfallen, dass man denkt: „ach, das kennen die Leute doch“. Auch da ist es wieder wichtig, Überprüfung mit den Publika selbst zu betreiben. Mit Übersetzer*innen oder Produktionsfirmen, die Texte in Einfacher Sprache produzieren. Da war Kilian jetzt vornehmlich auch mit dran. Da kannst du gerne auch erzählen. Auch da ist es immer eine Prämisse, dass es den Abgleich gibt mit Betroffenen oder mit Menschen, für die das geschaffen wurde, dass das auch verständlich ist. Also eine Abnahme eigentlich.

Pauline Braune: Wo seht ihr denn bei der Stiftung Bauhaus Dessau das größte Potenzial in Sachen Barrierefreiheit und Inklusion? Was würdet ihr denn in einer idealen Welt zum Beispiel als erstes umsetzen?

Kilian Gärtner: Ich glaub ich sehe einen großen Vorteil bei uns, weil viele Kolleg*innen und auch die Leitung des Hauses dieses Thema sehr ernst nehmen und nimm. Wir wissen, dass da die letzten Jahre zu wenig passiert ist und dass wir uns da jetzt aufmachen und viel in Gang setzen. Wir sind alle wirklich gespannt darauf, was da jetzt alles entsteht, die ersten Sachen werden jetzt auch fertig. Wir sind auch im Austausch, arbeiten mit viel Expertenwissen, was extern kommt. In der idealen Welt wäre das natürlich auch so, dass wir viel mehr Expert*innenwissen in der Stiftung haben, und das haben wir auch schon so ein bisschen erwähnt, diese Repräsentationsfragen. Aber auch, dass das ganze Thema sich viel natürlicher widerspiegelt in der Stiftung auch und kein gesondertes Auftragsthema ist, sondern eher ganz...

Anne Schneider: Ganz selbstverständlich, oder?

Anne Schneider: Vielleicht ist es das Wort, dass du suchst.

Pauline Braune: Dass die Inklusion auch aus euch heraus kommt, ganz natürlich, indem ihr in der Organisation auch viele verschiedene Publika und Betroffene abbildet. Also ich glaube, das ist ja so ein Thema, was es in Unternehmen immer gibt, dass man sich auf eine Art mehr Vielfalt wünscht. Und zwar nicht, um irgendwie „Rainbowwashing“ zu machen, sondern Vielfalt im Sinne von: Wir hätten gerne ganz viele Perspektiven über Migrationshintergründe, Alter, Geschlecht, Sexualität. Wenn man das alles in einer Organisation hat, kommt da ja so ein Selbstverständnis dann auch als Output für das Publikum raus.

Anne Schneider: Ja absolut. Was vielleicht auch noch ein Wunsch von uns wäre zukünftig, dass das Bauhaus, das historische wie das zeitgenössische, einfach relevant bleibt. Es kann eben, glaube ich, nur relevant bleiben, wenn man auch inklusiver wird, wenn man das Wort jetzt nochmal am Ende so schön dastehen haben lassen möchte. Sowohl In-House als auch mit den Publika. Das, worüber auch seit Jahren, muss man sagen, schon gesprochen wird und was wir uns auch auf die Fahne geschrieben haben 2019 mit dem neuen Museum als offener Ort für alle. Das muss man natürlich auch leben, und dann muss man eben auch dranbleiben, und wir kämpfen dafür. Es dauert, wie überall, seine Zeit, bis das selbstverständlich ist und auch in den Strukturen von so einer Stiftung angekommen ist. Aber das wäre, glaube ich, so ein Ziel, dass es einfach selbstverständlich ist und dass die Menschen einfach kommen und sich wohlfühlen und eine Relevanz an diesem Ort auch für sich entdecken.

Pauline Braune: Ich möchte, bevor wir zum Ende kommen, nochmal so ganz konkret werden. Es war ja schon mal jeder in einem Museum und kann sich mal kurz hineinversetzen. Da sind total viele Publika. Da sind zum Beispiel Menschen mit Sehbehinderung, die was hören müssen, die vielleicht was fühlen wollen. Da gibt es Kindergartengruppen, die vielleicht ein bisschen lauter sind und die ganz einfache Zugänge finden wollen. Da gibt es Menschen, die eine körperliche Beeinträchtigung haben, vielleicht im Rollstuhl sitzen und durch diese Gruppe Kindergartenkinder irgendwie trotzdem noch durchkommen

müssen. Also, da sind so viele Sachen, die aufeinanderprallen. Das ist ja sicherlich in so einer Museumsarbeit auch nicht einfach. Begegnet euch sowas im Arbeitsalltag?

Kilian Gärtner: Häufig merken wir schon, dass von Inklusionsmaßnahmen immer mehrere Gruppen profitieren. Anne hatte das auch schon mal gesagt. Ein Text in Einfacher Sprache hilft eigentlich schon einer enorm großen Anzahl von Personen. Wir haben aber auch Gruppen kennengelernt, wie zum Beispiel Menschen mit sogenannten Wahrnehmungsbesonderheiten – da gehört unter anderem auch ein Autismusspektrum dazu, aber nicht nur –, bei denen zum Beispiel belebte Foyers oder unstrukturierte große Räume vielleicht eher angstausslösend sind oder Unsicherheit verbreiten. Wohingegen ja eigentlich dieses Ideal – da sind spielende Kindern, da ist viel Lärm, da ist was los, da kommen viele Gruppen zusammen – manchmal auch als was extrem Positives wahrgenommen. Das ist aber vielleicht auch nicht für alle ein probates Mittel, um Kultureinrichtungen besuchen zu können. Mit einem tollen Verein aus Leipzig zusammen, LunA e.V., beschäftigen wir uns mit Konzepten die erfragen: was hilft vielleicht Menschen mit Wahrnehmungsbesonderheiten? Sind das vielleicht spezielle Öffnungszeiten oder bestimmte Bereiche des Museums, die nicht so lärmbelastet sind, wo man sich auch mal zurückziehen kann? Also, wie du schon richtig gesagt hast, ist es nicht immer so, dass alles allen etwas bringt. Sondern man muss sich manchmal auch entscheiden und vielleicht Extra-Türen öffnen, damit dann auch der Zugang gewährleistet ist.

Pauline Braune: Und an der Stelle ist mir vielleicht eingefallen, was dein zweiter Punkt war, als wir vorhin in das Interview reingehört haben. Denn du hast am Anfang der Folge erwähnt, dass ihr auch bald vielleicht Führungen durch das Museum habt von einem gehörlosen Menschen für andere. Da muss man natürlich auch einiges bedenken, oder?

Anne Schneider: Ja, absolut, das haben wir auch neu gelernt. Viel ahnt man immer, aber man hört es natürlich dann erst, wenn die Betroffenen selber einen darauf hinweisen. Also einerseits ist es natürlich ideal, wenn ein Betroffener selber, also ein tauber Mensch, eine Gruppe, die gehörlos ist, führt. Dass ein Dolmetschen eigentlich immer nur ein Übertrag ist, weil nur ein Mensch, der eine

besondere Beeinträchtigung hat, wirklich auch die Bedürfnisse abklopfen kann. Er weiß, wo man am besten steht, dass alle gesehen werden können, wann man sprachlich die Pausen setzt, weil natürlich bei tauben Menschen die Sprache über etwas Visuelles geht. Da wird mit den Händen und mit dem Körper gesprochen. Und genauso wichtig ist, dass taube Menschen ja wiederum Geräusche machen, wenn sie unterwegs sind in einem Museum. Auch da gibt es Publika, die gerne "Psst!" machen, und sagen, ich möchte hier in Ruhe lesen. Auch bei Aufsichtspersonen haben wir gelernt, dass es natürlich auch da wichtig ist, Fortbildungen zu machen und aufzuklären, welche Bedürfnisse welche Publika haben. Welche Dinge auch in Ordnung sind und zugelassen werden, damit man eben auch da wieder niemanden verschreckt, der am Ende frustriert rausgeht oder weitererzählt. Es ist einfach eine Willkommenskultur, die geschaffen werden muss, und das steht natürlich auch noch auf unserer To-Do-Liste, gute Fortbildungsmaßnahmen für die Stiftung und für unsere Aufsichtsperson, für unsere freien Mitarbeiter*innen anzusetzen. Das ist absolut ein wichtiger Punkt. Wie Kilian gerade erzählt hat: Unsere Maßnahmen in Bezug auf Sensory Friendly, dass man einen Museumsbesuch für alle gleichermaßen wertvoll gestalten kann, das ist wirklich eine große Herausforderung. Wenn nicht sogar unmöglich, was jetzt nicht negativ klingen soll oder verschrecken soll. Wir haben daraus gelernt im Prozess, dass es vor allem wichtig ist, die Publika auch ausreichend vorab darüber zu informieren. Also es ist einfach wichtig, dass man eben auch kommuniziert, was für ein Haus sind wir, wer ist bei uns willkommen? Was kannst du bei uns erfahren? Welche Beschränkungen haben wir oder welche Hilfsmittel haben wir?

Kilian Gärtner: Du meinst in dem Sinne, was kann man eben auch nicht bei uns? Wo sind gewisse Barrieren einfach da? Diese offene Kommunikation.

Anne Schneider: Genau, diese offene Kommunikation, das haben wir gelernt, dass das absolut wichtig ist. Denn jeder ist frei, sich zu informieren, und wenn man als Haus kommuniziert, zum Beispiel über die Website – es gibt einfach die und die Barrieren, weil wir haben UNESCO-Welterbe Denkmäler und können nicht überall leider Rampen für Rollstuhlfahrer et cetera einbauen –, dann wissen das die Menschen vorher. Sie können eigenmächtig

entscheiden, ob sie trotzdem gerne den Besuch zu uns auf sich nehmen wollen, weil sie das Haus kennenlernen wollen oder in welches Gebäude sie dann kommen können. Oder was sie vielleicht auch digital erfahren können. Über digitale Vermittlung haben wir jetzt in dem Sinne auch gar nicht gesprochen, neue Podcastfolge vielleicht. Da sind wir gerade auch dran, weil wir eben, haben wir am Anfang auch erwähnt, nicht nur das Museum, sondern auch verschiedene Gebäude haben. Die müssen tatsächlich eigentlich von allen Publika explizit durchgenommen werden, Stück für Stück und aufgearbeitet werden, damit sich die Menschen informieren können, was sie bei uns vorfinden, wenn sie in analog bei uns stehen.

Pauline Braune: Ich glaube, damit schließt sich ein Kreis, dass wir bei Frage Nummer eins sind: Inklusion ist ein ewig wählender Prozess. Es gibt kein perfekt, aber wie die beiden Interviewgäste auch gesagt haben, um perfekt geht es gar nicht, sondern um Anfang und erste Schritte machen, zuhören und diesen Inklusionsprozess einfach gehen. Vielen Dank, Anne und Kilian, für das Gespräch.

Anne Schneider: Danke!

Kilian Gärtner: Wir danken, danke sehr.

Pauline Braune: Damit sind wir am Ende dieser Episode von Bauhaus, der Podcast. Falls sie euch gefallen hat, dann empfiehlt den Podcast doch gerne weiter. Und wenn ihr noch nicht alle Folgen gehört habt, könnt ihr das jetzt bei Apple Podcast, Deezer, Spotify oder der Podcast App machen, wo ihr gerade diese Episode gehört habt. Dort könnt ihr den Podcast auch abonnieren und verpasst in Zukunft keine neuen Folgen mehr. Weitere Informationen zur Stiftung Bauhaus Dessau findet ihr unter bauhaus-dessau.de. Damit verabschiede ich mich von euch. Mein Name ist Pauline Braune. Vielen Dank fürs Zuhören und bis bald!

Sprecher: Bauhaus – der Podcast.